

Die amerikanischen Unis sind in vieler Hinsicht noch ein Vorbild - aber die deutschen holen auf und finden dabei Beachtung

ROLF-MICHAEL SIMON

Wolfgang Ketterle ist immer noch enttäuscht. Als der spätere Nobelpreisträger (2001, Physik) seine Promotion abgeschlossen hatte (mit 29 Jahren), bekam er seine Doktor-Urkunde „auf einer Amisstube in die Hand gedrückt“. Keine Feier, kein würdiger Rahmen, rein gar nichts. Davon berichtet er, seit bald 15 Jahren Professor am „Massachusetts Institute of Technology“ MIT, beim sonnigen Regionaltreffen der *German Scholars Organization* in Cambridge bei Boston. Dass in den USA ein solcher Tag mit solcher Bedeutung für Nachwuchs-Wissenschaftler, feierlich gestaltet wird, sei ein klarer Standortvorteil. „Es gehört zur akademischen Tradition“, dass Professoren an einem Tag den schwarzen Talar tragen, „stollt er fest: Widerspruch? Null“.

Es geht an diesem Abend um den deutschen Spitzen-Nachwuchs, der in den USA forscht und lehrt. Die *German Scholars Organization*, kurz GSO, hat sich auf die Fahnen geschrieben die „Rückanbindung“ dieser hochqualifizierten jungen Forscher an den Standort D zu fördern. Gegründet vor gerade einmal vier Jahren, unterhält sie Büros in Stanford (Kalifornien) und Berlin. Mehr als 2300 „Scholars“ sind registriert.

Bewerbung für die rasanten Entwicklungen

Viele junge Wissenschaftler sind nämlich durchaus gewillt, nach Deutschland zurück zu kehren. Und sei es, wie Patrick Müller einwirft, damit die Kinder ins deutsche Schulsystem kommen. Pisa zum Trotz. Für diesen Abend ist die US-Präsidentin Eva-Maria Harré an die Ostküste gekommen, auch um Andreas Pinkwart zu treffen. Der NRW-Wissenschaftsminister ist unterwegs, um sich zu informieren und für NRW zu werben. Er hört einiges, was demnächst zu Handlungsbedarf führen könnte. Zum Beispiel von Katrin Wehrheim, MIT-Assistent Professor für Mathe. „In den USA wird man beworben“, stellt sie fest. „Aber in Deutschland ist man Bittsteller.“ Der Umgang mit dem Nachwuchs sei - zumindest noch - ein ganz anderer, kultivierter, freundlicher. Die Hierarchien seien flacher, die Professoren ansprechbar, wie Eva-Jasmin Freyschmidt bestätigt.



Feierlicher Abschluss des Studiums - in den USA selbstverständlich, in Deutschland (hier in Bonn) noch immer die Ausnahme. Zudem von manchen skeptisch bis ablehnend betrachtet. Könnte aber ein Pluspunkt für den Standort D werden. Foto: dpa

„Ich wurde mit offenen Armen empfangen und hatte in kürzester Zeit Vorstellungstermine bei mehreren Professoren“.

Ketterle kommentiert lakonisch: „Wir rekrutieren international und suchen nur die Besten aus.“ Als Plus für Deutschland sieht er, dass der Nachwuchs ins Ausland geht, internationale Forschergruppen seien ein besonderer Nährboden für Kreativität. „Sich einer fremden Umwelt zu stellen, ist wichtig für den eigenen Stil“.

Die rasante Entwicklung der Unis auch in NRW - Stichworte wie Exzellenzinitiative oder Hochschulfreiheitsgesetz fallen immer wieder - hält nicht nur Ketterle für beachtlich. Pinkwart wird feststellen: „Es ist in den USA angekommen, dass auch eine Ruhegebiets-Uni nicht mehr allein mit ihrer Nachbarschaft um die besten Köpfe konkurriert, sondern global.“ Bei den „Amerikanern“ schwingt einige Bewunderung mit, wenn sie auf die Vielzahl an Veränderungen blicken. Die viel zu lang gepflegte Gleichmacherei sei endlich auf dem Rückzug, die Überregulierung ebenfalls. Weitere Pluspunkte „kassiert“ der Globalhaushalt.

Szenenwechsel in New York treffen Pinkwart und seine Delegation Repräsentanten deutscher Hochschulen und Organisationen Ulrich Grothus, Leiter der Außenstelle des Deutschen Akademischen Austauschdienstes DAAD, berichtet, die Zahl der deutschen Studierender in den USA steige endlich wieder an, derzeit sind es knapp 9000. Dazu kommen etwa 5000 deutsche Wissenschaftler. Was man am Standort NRW anders, besser machen könne? - Mehr strukturierte partnerschaftliche Programme bis hin zum Doppelabschluss könnten die Attraktivität weiter steigern. In den USA werde zudem mehr als Forschung und Lehre angeboten. Da ist Jobvermittlung so selbstverständlich wie intensive Betreuung. Auch für Partner von Professoren oder für Kinder, von Lernenden und Lehrenden. Ganz anders ist in Nordamerika auch die Identifikation mit der eigenen Hochschule. Studierende und Professoren treten als „Botschafter ihrer Uni“, da müssen Kommilitonen und Kollegen in Deutschland noch aufholen.

Sommer-Akademie - dann kommen sie wieder

Aber auch in New York finden die Fortschritte an den Unis Beachtung. Die müssten sich nur noch an den amerikanischen Hochschulen weiter herumsprechen, meint LeeAnn Renninger, stellvertretende Direktorin von *ConRuhr*, des Verbindungsbüros der Ruhrgebiets-Universitäten. Das Image deutscher Unis sei nicht einmal schlecht - es sei gar nicht vorhanden. Deshalb plädiert sie für eine *German Academy for Young Scholars*, eine Sommer-Akademie. Wenn Amerikaner überhaupt erst einmal nach Deutschland gekommen sind, sind sie davon auch begeistert. weiß sie aus eigener Erfahrung.

Universität plus Unternehmen

Stifterverband: Innovation durch Kooperation

Deutschland liegt bei Innovationen und Neugründungen international gesehen nur im Mittelfeld. Das geht aus dem Bericht „Innovationsfaktor Kooperation“ des Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft hervor. Zwischen 1995 und 2005 nahm danach die Zahl der Arbeitsplätze in Forschungssektoren um rund 200 000 ab. Der Sektor für hochspezialisierte Technik verlor etwa 47 000 Arbeitsplätze. Andreas Schlüter, Generalsekretär des Stifterverbands, forderte deshalb engere Zusammenarbeit zwischen Unternehmen und Universitäten sowie Forschungs-Instituten. So erhielten die Hochschulen stärkeren Praxisbezug in ihrer Arbeit, die Betriebe Zugang zu aktuellen wissenschaftlichen Erkenntnissen. Für die Studie wurden im vergangenen Jahr 232 Institutionen befragt.

„Wirtschaft und Wissenschaft müssen verstärkt strategische Partnerschaften entwickeln“, betonte Schlüter. Dabei müssten die Hochschulen dauerhafte Strukturen für den Wissenstransfer schaffen. Stiftungsprofessuren als wichtiges Element in der Kooperation zwischen Hochschulen und Unternehmen sollten in Zukunft nach angelsächsischem Vorbild eingerichtet werden. Dies ermögliche die dauerhafte Finanzierung der Professur aus Stiftungskapital statt aus laufenden Zahlungen von Unternehmen, die zudem meist zeitlich begrenzt seien.

Die große Mehrheit der Hochschulen sei auf Kooperation und Erkenntnistransfer noch nicht gut eingerichtet, stellte Matthias Kleiner fest, Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Verantwortlich dafür seien die „mageren Handlungsspielräume, die der Staat den Hochschulen lässt.“ So genüge es nicht, den Wissenstransfer auf dem Papier zu Aufgabe der einzelnen Mitglieder der Hochschule zu machen. Die Hochschullehrer müssten auch in die Lage versetzt werden, dieser Aufgabe im Hauptamt neben Forschung und Lehre nachzugehen.

Schavan will steuerliche Forschungsförderung

Bundesforschungsministerin Annette Schavan fordert in diesem Zusammenhang 200 Millionen Euro mehr für Forschung und Entwicklung im Bundeshaushalt 2008. Die Aufstockung sei angesichts des höheren Wirtschaftswachstums nötig, damit der Bund seinen Anteil dafür leisten könne, dass Deutschland wie geplant die Ausgaben für Forschung und Entwicklung bis 2010 auf drei Prozent des Bruttoinlandsproduktes steigern könne. Zudem will Schavan bis Ende der Legislaturperiode mit Finanzminister Steinbrück ein Konzept vorlegen, um Ausgaben von Unternehmen für Forschung und Entwicklung steuerlich zu fördern, vor allem in kleinen und mittleren Unternehmen.



In New York für die Universitäts-Allianz des Ruhrgebiets „vor Ort“ und erfolgreich: LeeAnn Renninger (ConRuhr), hier mit dem Bochumer Rektor Elmar Weiler